

Wertvolle Orientierungshilfe



500 Seiten
15 x 23 cm
DM 78,-

Alle fünf Jahre verdoppelt sich das Wissen der Welt. Neue Methoden und Strategien sind gefragt: Wer sich in dieser schnelllebigen Zeit behaupten will, kommt um Weiterbildung nicht herum. Doch schon die Auswahl geeigneter Seminare und Veranstalter kann bei der Vielfalt der Anbieter und Programme zum nervenaufreibenden Geduldsspiel werden. Schluß damit – Hilfestellung bietet das nun in einer zweiten, völlig überarbeiteten und ergänzten Ausgabe vorliegende Standardwerk *Seminare '91*.

Dr. Julian I. Mahari und Dr. Michael Schade haben das Angebot für Führungskräfte systematisch untersucht und

- über 15 000 Weiterbildungsprodukte gesichtet,
- 742 Anbieter katalogisiert,
- 72 Veranstalter von Seminaren und Managementtrainings porträtiert,
- 66 Führungsseminare skizziert,
- 35 europäische Post-Graduate- und 30 amerikanische MBA-Programme aufgelistet.

Entstanden ist so ein Nachschlagewerk, das durch seine Systematik und kritische Bewertung von Weiterbildungsveranstaltungen Transparenz in diesen völlig unübersichtlichen Markt bringt.

Mit *Seminare '91* hat das Zufallsprinzip in der Weiterbildung ausgedient.

Nur direkt bei manager magazin erhältlich!

Coupon Bitte senden Sie mir _____ Exemplar(e) des Jahrbuches der Weiterbildung *Seminare '91* zum Preis von DM 78,- pro Band.
Lieferung gegen ☐ beiliegenden Verrechnungsscheck ☐ Rechnung.

Name _____

Straße/Postfach _____

PLZ, Ort _____

Datum, Unterschrift _____

Bestellungen bitte an
manager magazin Leser-Service, Postfach 11 10 60,
D-2000 Hamburg 11, Fax (040) 30 07-828

manager magazin

dammteste der „Verdammten“. So entsteht, gewiß nicht zufällig, eine Verbindung von den Essenbecks zu den Corleones:

Wie einst Visconti seiner dem historisch notwendigen Untergang geweihten Stahlkocher-Sippe eine Fallhöhe zuwies, die die wirklichen Krupps nie für sich in Anspruch nehmen konnten, läßt Coppola den erschöpften Clan mit großer Geste in die Hölle fahren. Wer wissen will, wie es bei der Mafia zugeht, ist mit Martin Scorseses „Goodfellas“ besser bedient.

Allein dem starrsinnigen Häuptling gönnt Coppola keinen großen Abgang. Starb Don Vito am Ende des ersten „Paten“ noch in einem blühenden Garten, umgeben von seinen spielenden Enkeln, geht sein Erbe kläglich ein. Nur ein streunender Hund ist in seiner Nähe, als er vom Stuhl kippt, gescheitert, abgeschoben, ungetröstet.

Ist Francis Coppola ein Mann von gestern? Träumt er von einem Kino, das es nicht mehr geben darf, grandios und intim, populär und persönlich zugleich? 1988, als er mit Jeff Bridges die tragikomische Geschichte des Auto-Herstellers „Tucker“ erzählte, der nicht zuletzt deshalb an der Mafia von Detroit scheitert, weil seine Produkte einfach zu gut für den Markt sind, entsprach der kommerzielle Mißerfolg des Films den Behauptungen, die er aufstellte. Jetzt hat der Spieler ein besseres Blatt. Auf seltsame Weise haben die Corleones den Coppolas immer Glück gebracht. Der dritte „Pate“ ist ein großer Film mit großer Klasse. Selbst Tochter Sofia, von der amerikanischen Kritik arg zerzaust, behauptet sich in ihrer ersten großen Rolle mit störrischer Naivität, dicker Oberlippe und familieneigenem Talent.

Coppola könnte zufrieden sein. Aber mit dem Erfolg hat er nie leben können. Was kann man auch erwarten von einem Mann, der seinen selbst angebauten Wein „Rubicon“ nennt? Wenn alles schlecht läuft, wird es in ein paar Jahren einen vierten „Paten“ geben.

Hans-Christoph Blumenberg

_____ Film _____

Vor dem Fall

„Der mit dem Wolf tanzt“.
Spielfilm von Kevin Costner. USA
1990. 186 Minuten; Farbe.

Endlos weit ist die Wildnis der rollenden Hügel, golden leuchtet die Prärie. Auf verlorenem Posten im Indianerland findet Leutnant John J. Dunbar das Glück der letzten Grenze, ehe sie unwiederbringlich dem Vormarsch der weißen Zivilisation zum Opfer fällt.

„Ich wollte schon immer den Westen sehen, bevor es ihn nicht mehr gibt“, so hat er es sich erwünscht, und zum Lohn für herausragende Tapferkeit in den Bürgerkriegs-Massakern der 1860er Jahre darf er sich diesen Traum erfüllen: Abkommandiert in ein verfallenes Geister-Fort im Territorium von Dakota, lebt der Yankee-Leutnant einsam und selig in freier Natur, mit einem streunenden Wolf als Spielgefährten.

„Der mit dem Wolf tanzt“, so nennen ihn deshalb die indianischen Nachbarn vom Stamm der Lakota-Sioux, deren Tipis drüben an der Biegung des Flusses stehen. Bald schon, nach anfänglichem Mißtrauen, werden sie dem Fremdling aus vollem Herzen ihre Gastfreundschaft gewähren. Er wird mit ihnen gemeinsam auf Bisons jagen und auf den Kriegspfad gegen die Pawnee gehen, wird ihre Sprache erlernen, ihre Denkart und Gefühle, den Sinn ihres Brauchtums zu erahnen versuchen und sich schließlich eine Frau aus ihrer Mitte zum Weib nehmen, eine Weiße, „Steht mit einer Faust“ genannt, die von früher Kindheit an im Stamm herangewachsen ist.

Fast scheine es ihm so, „als vergehe hier kein Tag ohne ein Wunder“, notiert John Dunbar in seine Kladde, und er preist den Stolz, die Würde und die Höflichkeit, den Humor und die Sanftmut seiner Freunde, ihr Zusammenleben in Harmonie, ihre innige Verbundenheit mit dem Land und dem Kosmos. Doch die Tage der pastoralen Freuden sind gezählt. Schon rückt in ersten Kolonnen die Armee der Blauröcke an, eine stupide, erbarmungslose Soldateska voller Hohn und Haß auf die Rothäute. Es ist für die Sioux der Anfang vom Ende ihrer Freiheit.

„Einen romantischen Rückblick auf eine schreckliche Zeit in unserer Geschichte“ habe er bieten wollen, sagt Kevin Costner von seinem ersten Film, den er selber produziert und in der grandiosen Ödnis von South Dakota mit einem reichen Aufgebot an indianischen Darstellern in Szene gesetzt hat – in der Hauptrolle Kevin Costner als unbestechlich guter und sauberer amerikanischer Held, eine Art James Stewart neuerer Generation, der hilflos aufbegehrt gegen die zerstö-



Costner-Film „Der mit dem Wolf tanzt“
Märchen aus paradiesischer Zeit

rerische Fortschrittsmacht seiner Artgenossen, gegen „Menschen ohne Werte und Seele“.

Die Fabel vom weißen Mann, der unter die Indianer ging, hat für Hollywood schon manch guten Stoff abgegeben, etwa zum „Gebrochenen Pfeil“ von Delmer Daves (1950) oder zu „Little Big Man“ mit Dustin Hoffman (1969). Doch in keinem Western bisher wurde der indianischen Kultur und Lebensweise längst vergangener Zeiten so tiefe Sym-

pathie bekundet wie in Costners dreistündigem Breitwand-Epos.

Dabei hat er sie nicht gerade sentimental verbrämt als Gottesgeschöpfe ohne Fehl und Tadel. Auch die Krieger vom Stamm der Pawnee sind ziemlich wüste Typen und wahre Bestien, wenn's ans Skalpieren geht, und der junge Sioux namens „Wind in seinem Haar“ ist ein wilder Kerl, den man sich besser vom Leibe hält. Über alles aber bewundert Leutnant Dunbar die Eintracht und den Frieden der dörflichen Gemeinde, die Milde und Weisheit ihres Medizинmannes „Strampeln der Vogel“, und melodios klingen ihre lang und breit geführten Reden im Lakota-Idiom (übersetzt in englischen Untertiteln), wenn der alte Häuptling „Zehn Bären“ zur Versammlung ruft.

Flammend sind die Sonnenuntergänge über dem jungfräulichen Land, prächtig leuchtet der Sternenhimmel. In urgewaltiger Stampede, umschwärmt von roten Reitern mit Pfeil und Bogen, donnern 3000 Büffel durchs Tal – dies war der goldene Westen vorm Sündenfall der Zivilisation.

Einen Flop jedenfalls, wie er ihm prophezeit worden war, hat Costner mit seinem Regie-Debüt nicht gelandet, ganz im Gegenteil: Als großer Kassenshit in Amerikas Kinos erweist sich zur Zeit sein Märchen aus der versunkenen Welt der edlen Wilden, deren Kindeskind heute im Elend ihrer Reservate hausen, zur Schmach und Schande der amerikanischen Nation.

Gunar Ortlepp



„Wolf“-Darsteller Costner in Costner-Film: Indianische Pastore